

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 9 (1933)  
**Heft:** 26

**Artikel:** Amerika-Schweizer unterhalten sich...  
**Autor:** Liechti, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-752399>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Amerika-Schweizer unterhalten sich . . .

VON WALTER LIECHTI

Im amerikanischen «melting-pot» entgeht kein Schweizer dem Verhängnis, daß auch seine Sprache tiefgreifend umgemodelt, oft fast für Nicht-Amerikaner bis zur Unverständlichkeit entstellt wird. Auf die Dauer hilft kein Sich-Wehren, keine noch so bewußt angewendete Sprachdisziplin kann verhindern, daß seine Muttersprache sich langsam, aber sicher, wandelt, daß er den sprachbildenden Mächten erliegt, die unablässig um ihn tätig sind!

Wo die Völker und Stämme sich mischen, da mischen sich auch ihre Idiome. Ähnliches läßt sich an jeder Sprachgrenze beobachten, nirgends aber tritt diese Erscheinung der Sprachmischung unverhohlener auf als im weiten Raum des amerikanischen Mittelwestens, wo das «Pennsylvania-Dutch» für große Teile der Bevölkerung ein wichtiges Mittel der Verständigung ist. Oft sogar das einzige Mittel! Denn da leben z. B. etwa drei Generationen einer Familie in enger Gemeinschaft beisammen: die Großeltern, die vor vielen Jahren eingewandert sind und die das amerikanische Englisch nie richtig gelernt haben; deren Kinder, die mittlere Generation also, die beide Sprachen ungefähr gleich schlecht kennen; und schließlich die Enkel, die im besten Fall nur noch gebrochen die Sprache ihrer Altvordern radebrechen, oft aber sie kaum mehr verstehen, geschweige denn sie anwenden können. Da wird nun die Umgangssprache notgedrungen zu einem Sprachengemisch, wie es bunter nicht ausgedacht werden könnte, und es ist ergötlich anzuhören, wie die verschiedensten Sprachbrocken unter Anwendung der eigenartigen grammatikalischen Formen zu einer neuen Sprache verschmolzen werden. Ja, selbst die deutschen Zeitungen Amerikas können sich oft den sprachzersetzenden und sprachbildenden Einflüssen nicht entziehen, und wenn im Textteil noch etwa Anstrengungen gemacht werden, das «stolze Festkleid der deutschen Sprache» fleckenlos zu halten, so bietet dagegen meistens der Inseratenteil eine bunte Musterkarte sprachlicher Ungeheuerlichkeiten.

Für die Beteiligten ist das Vorhandensein und Wachsen einer solchen deutsch-amerikanischen Misch-Sprache eine erste Angelegenheit, was sich nicht nur darin zeigt, daß sich bereits eine recht umfangreiche philologische Literatur mit ihr befaßt, sondern auch darin, daß selbst ein Dichter sie nicht als zu gering geachtet hat, um in ihre seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Im Jahre 1927 erschienen in Chicago zwei Gedichtbände von einem Verfasser, der nur mit seinen Anfangsbuchstaben K. M. S. zeichnet, und deren Titel «Die Schönste Lengevitch» und «Gemixte Pickles» bereits einen Begriff davon geben können, wie diese Sprache etwa klingt.

An einigen aus dem Leben gegriffenen Beispielen soll hier gezeigt werden, was weite Kreise Amerikas heute für gutes Deutsch halten. Schon nach kurzer Zeit wundert sich der Neugekommene nicht mehr darüber, daß unzählige Male an ihn die Frage gerichtet wird: «Wie gleichen Sie Amerika?» denn, sobald er einmal gemerkt hat, daß man den auch bei den hundertprozentigen Amerikanern beliebten Satz: «How do you like America?» auf diese Weise am einfachsten ins Deutsche übersetzt, wird es gar nicht lange dauern, bis er selbst die Wendung auch braucht. Er wird höchstens noch einmal gelinde erstaunt sein, wenn nach kurzer Bekanntschaft ein hübscher «flapper» ihn mit der bezeichnenden Frage überfällt: «Wie gleichen Sie die American girls?» Bald werden seine Sprachkenntnisse auch so weit fortgeschritten sein, daß er den schönen Satz verstehen lernt, den die eingewanderten Deutschen selbst oft und gern als Beispiel ihrer Sprachkunst anführen: «Die cow ist über den fence gejump und hat den ganzen cabbage verdamaged.»

Handelt es sich bei unserm neu eingewanderten Schweizer um einen jungen «daddy», so mag ihn eines Tages sein Frauelein, wenn er am Abend von der Arbeit kommt, mit folgenden urlich schwyzerdütschen Worten begrüßen: «Es isch hüt e schöne Tag gsy, i ha z'baby der ganz Tag im buggy uf der porch gha.» Daraus wird er schließen können, daß sein Kleines den ganzen Tag frische Luft genöß, weil es im Kinderwagen auf der sonnendurchfluteten Laube vor oder hinter dem Haus stand, natürlich geschützt gegen allerhand Stechfliegen durch die unvermeidlichen «screens». — Mehr als einmal wird die kleine Familie umziehen müssen, denn in Amerika wechselt man den «job» und die Wohnstätte ohne viele Bedenken. So wird man denn eines Tages unsern Schweizer hören, wie er einem Freund erzählt: «Z'erscht hei mer imene furnished apartment gewohnt, u nachhär imene flat, aber jetzt hei mer a neue bungalow g'rentet, d'ä wird jetzt no paintet, u de chönne mer move.» Zuerst also wohnten die Leute in einer möblierten Kleinwohnung einer Mietkaserne, nachher in einem einzelstehenden Mietshaus, und nun wäre also ein Bungalow gemietet, aber er muß noch gestrichen werden, bevor der Umzug stattfinden kann. — Aber auch nachher wird noch Verschiedenes «gefixt» werden müssen, und irgendeinmal wird das «sweetheart» ihrem «old boy» etwa wie folgt eine Rede halten: «Du, hinacht git's de öppe nüt drus, daß mer ines show gö! D'shades müesse jetzt ändlich ufghänkt wärde, im parlor muess der floor g'varnished sy, so daß mer nhäär der carpet lege u d'couth stelle chönne, u i der pantry muesch

mer d'shelves repaire, sünsch weis i no lang nid wohje mit myne dishes!» Also wird an diesem Abend nichts aus Kino oder Theater, weil die Vorhänge aufgehängt, in der Eingangshalle des Hauses der Boden lackiert, der Teppich verlegt und die Chaiselongue gestellt werden müssen, und weil im Vorraum der Küche die Gestelle zu reparieren sind, auf denen das Geschirr aufbewahrt wird. — Im Winter gehört es zu den Pflichten des Hausherrn, die Heizung zu besorgen; da hört er denn des öfters die mahnende Frage: «Hesch zum furnace g'luegt?»

Gar nicht zu vermeiden ist es, daß unser Schweizer in die heillosste Sprachverwirrung hineingerät, wenn er glücklicher Besitzer eines Automobils wird. Er hat vielleicht gar nie Gelegenheit gehabt, die deutschen Fachausdrücke, die in der Autosprache anzuwenden wären, zu erlernen, und so benützt er nun die englischen in einem höchst gelungenen Sprachdurcheinander. So wird er etwa seinen «Chevrolet» folgendermaßen verteidigen, trotzdem er eben erst einen Unfall gehabt hat: «You bet, mys Chevi isch a guete car, wes my scho letschthin dermit überschlage het. Süscht hani fascht keine troubles g'ha. I weis au hüt no nied, wie's zuegange-n-isch, es het a regelrächte turn-over g'macht. Da her's ihm natürlich der top ganz verdrückt, der windshield het's verschlage, u d'fender verboge. Dem body u dem radiator het's nüd g'macht, nume isch natürlich d'battery usgloffe, u-n-i ha müesse cranke.» Es muß sich doch wirklich um einen guten Wagen handeln, wenn er sich um sich selbst drehen kann, so daß die Räder gegen Himmel weisen und dabei nur das Verdeck zerdrückt, der Windschutz zerschlagen und die Kotflügel verbogen werden, ohne daß im übrigen die Karosserie Schaden leidet und man ihn zum Schluß nur wieder anzukurbeln braucht, bevor man weiterfahren kann, was nötig ist, weil die Batterie sich entleert hat.

Damit sei diese kleine Blütenlese abgeschlossen. Sie könnte beliebig verlängert werden, ohne daß die Schilderung dieser sprachlichen Verhältnisse in ungläubwürdige Uebertreibungen verfallen müßte. Auch obige Beispiele sind nicht im mindesten übertrieben, trifft man doch drüben Schweizer und Schweizerinnen, die überhaupt nicht mehr einen vollständig richtigen deutschen Satz bilden können. Wer aber ihnen daraus einen Vorwurf machen wollte, der müßte selbst während einiger Jahre unter ihnen leben und mit ihnen zusammen arbeiten und zusehen, ob alsdann nicht auch seine Sprache anders geworden ist. Nur wer diese Prüfung siegreich bestehen würde, dürfte über sie richten.

## Schicksal eines Auswanderungsagenten im Jahre 1744

Bergbauernnot und Mangel an Auskommen für kleine Leute sind Verhältnisse, welche nicht erst die Neuzeit hat entstehen sehen. Während des Dreißigjährigen Krieges erfreute sich die Schweiz im allgemeinen des Friedens und Wohlstandes, und die Bevölkerung wuchs an. Nach dem Friedensschluß wurden bei uns die Erwerbsverhältnisse schwieriger und so wanderten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zahlreiche Landeskinder nach entvölkerten Gegenden von Süd- und Westdeutschland aus, um billiges Land und lohnende Arbeit zu suchen. Diese Auswanderung «ins Niederland» war im bernischen Gebiet eine gewohnte Erscheinung und wurde von der Obrigkeit nicht gehindert, da man ärmere Leute gerne los wurde.

In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts erhielt die Auswanderung ein neues Ziel in den englischen und französischen Kolonien von Nordamerika: *Carolina, Pennsylvania, Mississippi*, wohin zunächst nur wenige Einzelpersonen oder Familien zogen. Die bernische Obrigkeit ließ die Leute auf ihrer Fahrt nach dem erhofften Glück gewähren, ja sie unterstützte 1710 sogar die Ausreise von 120 Personen zur Gründung der Kolonie *New Berne* in Carolina. Ein Versuch, bei der gleichen Gelegenheit auch etwa 50 Wiedertäufer zwangsweise nach Amerika abzuschicken, mißlang, indem diese ihres Glaubens wegen daheim nicht mehr geduldeten Leute auf der Reise den Rhein hinab unterwegs und in Holland sich freimachen konnten.

In den Zwanziger- und Dreißigerjahren entstand sodann im bernischen Gebiet geradezu ein Auswanderungsfieber, das durch Briefe von Ausgewanderten an ihre Angehörigen in der alten Heimat und durch Flugschriften von Geschäftsleuten, welche die Gewinnung von Ansiedlern gewerbsmäßig betrieben, geweckt und genährt wurde. Weil von den Untertanen Dutzende, ja Hunderte fortzogen, schritt die Regierung mit wachsenden und verbietenden Maßnahmen ein, teils aus landesväterlicher Obhut, teils ehrenhalber, weil das Ansehen des Staates unter solcher Massenflucht zu leiden schien. Eine besondere Aufmerksamkeit wandten die Obrigkeit und ihre

Beamten den Anstiftern zur Auswanderung zu, gegen welche man mit Gefängnisstrafe und Verbannung voring. Diese Werber waren nicht selten Ausgewanderte, welche nach einigen Jahren heimkehrten, um Nachschub in die neuen Kolonien zu holen.

Dies trifft auch zu auf *Peter Inäbnit* von Grindelwald, der 1734 als 16jähriger Bursche mit seinen Eltern und Geschwistern nach Carolina ausgewandert war. Er besuchte 1743 die alte Heimat wieder, um Guthaben seiner Angehörigen einzuziehen. Da das Jahr zuvor die Auswanderung nach Amerika schlechterdings verboten worden war, gab sich Inäbnit den Anschein, er wolle dableiben. Bald aber vernahm der Ortspfarrer, daß der junge Mann aus Amerika bald da, bald dort in der Landschaft und auch sonstwo im Oberland sich mit den Leuten unterhalte und namentlich an Sonntagen Scharen von Neugierigen an sich ziehe. Es verlautete auch, Inäbnit habe Briefe von drüben mitgebracht und übermittle. Das war bei starker Buße verboten. Der Pfarrer brachte auch in Erfahrung, Inäbnit habe den englischen Gesandten, der das Schloß Reichenbach bei Bern bewohnte, aufgesucht und ihm einen Brief geschrieben.

In Grindelwald und anderen oberländischen Gemeinden machten viele Leute der ärmeren Klasse ihre Habseligkeiten zu Geld und rüsteten sich offensichtlich zur Auswanderung. Ueber alle diese Vorkommnisse erstattete der Pfarrer der Obrigkeit eingehenden Bericht und bezeichnete Inäbnit als verkappten Werber. Daraufhin wurde der Mann unverzüglich verhaftet und nach Bern eingeliefert.

Im Käfigturm unterwarf man ihn einem scharfen Verhör. Der Gefangene stellte sich überrascht — behauptete, die Ursache seiner Verhaftung nicht zu kennen —, erklärte, er wolle ja im Lande bleiben und keinesfalls Auswanderer anwerben. Er selber sei in Carolina lange krank gewesen und das Land gefalle ihm nicht; er sei dort auf keinen grünen Zweig gekommen. Neugierigen habe er freilich Antwort auf ihre Fragen gegeben und es sei wahr, daß er er auf Drängen vieler Leute an den Ge-

sandten geschrieben habe. Doch sei der Brief nicht abgeschickt worden. Im Schloß Reichenbach habe er sich gemeldet, weil er vernommen habe, der Gesandte suche einen Bedienten, der englisch spreche; es sei aber nichts aus der Bewerbung geworden.

Inäbnit blieb bei seinen Unschuldsbeteuerungen, als man ihn sogar mit der Marter (Folter) bedrohte. So kam er noch glimpflich mit Ausstellung am Halseisen und ewiger Verbannung davon. Es war im Februar 1744. Unser Grindelwaldner begab sich nun nach Basel. Von dort aus schrieb er mehrere Briefe an Auswanderungslustige im Berner Oberland. Diese Briefe und ein von Rotterdam aus an Inäbnit gerichtetes Schreiben wurden aber der Obrigkeit übergeben. Auf Verlangen der bernischen Behörden verhafteten die baslerischen den Verdächtigen und lieferten ihn aus.

Es folgten neue, strenge Verhöre. Inäbnit wußte sich mit Geschick zu verteidigen. Aber man behielt ihn gleichwohl in Haft. Gute Freunde besuchten ihn im Käfigturm, brachten ihm Lebensmittel und Wein und wußten ein Seil und sonstiges Werkzeug in die Zelle zu schmuggeln. Das gedieh dem Gefangenen zum Unheil. Am späten Abend des 1. April 1744 wurde er blutend und besinnungslos am Fuße des Käfigturmes aufgefunden. Das Wagnis eines kühnen Entweichungsversuches war mißlungen. In der nahen Wirtschaft zum «Bären», wohin der Verunglückte gebracht worden war, starb er am folgenden Morgen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Die Regierung, «wegen seiner am Tag liegenden, auch zum Teil gestandenen Verbrechen» heftig erzürnt, ließ den Toten auf der Richtstätte verscharren.

Trotz solcher Strenge gelang es der bernischen Obrigkeit nicht, die Auswanderung nach Amerika zu unterbinden. Man hob zwar die erlassenen Verbote nicht auf, handhabte sie aber nicht mehr so scharf. In den Vierziger- und Fünfzigerjahren des 18. Jahrhunderts dauerte die Auswanderungsbewegung weiter und nahm erst in den folgenden Kriegsjahren, von denen Amerika betroffen wurde, erheblich ab. G. K.